

Fortschritt will erkämpft sein

Die Entwicklung von der „Kindergarten-Tante“ zur qualifizierten Erzieher_in ist längst nicht abgeschlossen

„Heute für morgen Zeichen setzen!“ war das Motto des Internationalen Frauentags. Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter setzen sich für gute Arbeit, gutes Geld und gute Lebensbedingungen ein. Aus der Geschichte der Frauenerwerbsarbeit lässt sich viel für die aktuellen Auseinandersetzungen lernen. Die Geschichte der Erzieherinnen ist so eine Geschichte der Frauenerwerbsarbeit in Deutschland. Im Osten geht sie etwas anders als im Westen. Und sie hat zwei Seiten: die der Fachkräfte in den Kitas und die der Mütter, die eine Betreuung für ihre Kinder benötigen. Viel hat sich in den letzten Jahrzehnten getan. Aber zu Ende erzählt ist diese Geschichte noch nicht.

Im Osten etablierte sich schon früh das Leitbild der erwerbstätigen Mutter. Doch im Westen sollten „Kindergarten-Tanten“ in den 1950er und 1960er Jahren dafür sorgen, dass die Mütter sich am Vormittag ungestört dem Haushalt widmen konnten. Zum Mittagessen saßen die Kleinen wieder am heimischen Esstisch. Doch das Ideal der Hausfrauenehe regierte nicht überall. Eine große Gruppe von Frauen, deren Männer die Familie nicht allein ernähren konnte, ließ die Kinder in der Obhut der Oma, wenn sie einer zumeist ungelerten Arbeit nachging. Oder sie leisteten „Mutti-Schichten“ in der Fabrik, die es ihnen erlaubten, Erwerbsarbeit und Familie unter einen Hut zu bringen – auf Kosten von eigener Zeit und Gesundheit.

Im Westen wurden die Kinder in kirchlichen Kindergärten von Nonnen, Diakonissen oder jungen Frauen betreut. Erstere wurden mit einem „Vergelt's Gott“ entlohnt. Letztere sollten sich auf ihre Zukunft als Mutter



...von wegen 'Tante'

vorbereiten. Sie mussten „mit Kindern spielen“ können. Dieses „Qualifikationsprofil“ gab es auch im Osten. Über Geld, Arbeitsbedingungen oder pädagogische Kompetenzen wurde nicht viel geredet.

An dieser Situation änderte sich auch nichts, als im Wirtschaftswunderland Westdeutschland die Arbeiter ausgingen. Die fand man unter den jungen Männern in Italien, Griechenland, Spanien und später der Türkei. An der traditionellen Einverdie-

ner-Ehe wurde nicht gerüttelt und damit auch nicht am Status der Kindergarten-Tante.

Der bröckelte erst, als in den 1970er Jahren Mädchen und junge Frauen immer höhere Bildungsabschlüsse erlangten. Viele ergriffen die pädagogischen Berufe, auf denen die „Bildungsexpansion“ beruhte. Diese Entwicklung erfasste auch die Kindertagesstätten. Zwar blieb die Aufwertung der Kita zur Bildungseinrichtung verwehrt. Doch erstmals wurde anerkannt, dass es einer fundierten Ausbildung bedarf, um mit kleinen Kindern zu arbeiten. Aus der Kindergarten-Tante wurde die Erzieherin.

Ausgebildet wurden die Erzieherinnen nun an Fachschulen, mancherorts allerdings um den Preis eines Schulgelds. Das vermittelte die Botschaft einer „Ausbildung als Privatvergnügen“, die in der Gesellschaft nicht wirklich benötigt wird. Eine duale Ausbildung mit Vergütung blieb den Erzieherinnen verwehrt.

Mit der Bildungsexpansion begann ein jahrzehntelanger zäher Kampf um die öffentliche Ganztagsbetreuung. Dabei wan-



Abspeisen – das war einmal

delte sich das Leitbild der geforderten Qualifikation: von einer vermeintlich natürlichen weiblichen Fähigkeit hin zu pädagogischer Kompetenz. Allerdings dauerte es bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, bevor ein bedarfsdeckendes öffentliches Angebot zum Regierungsprogramm erhoben wurde.

Nun mauserte sich der Beruf auch im Westen zum Lebensberuf. Im Osten waren Erzieherinnen jenseits der 40 längst gang und gäbe. Trotz dieser Unterschiede ist der historische Ballast, der sich auch in anderen Berufen zeigt, in West und Ost gleich. Bei Tätigkeiten, die als traditionell weiblich markiert sind, bleibt die Verberuflichung prekär. Alles, was einen Beruf ausmacht, wird geringgeschätzt: Weil es um Tätigkeiten geht, die Frauen besonders gut ausüben – begründet mit ihrem „Wesen“, ihrer „Natur“ oder ihrer Sozialisation –, ist keine besondere Ausbildung notwendig. Wegen der mangelnden Ausbildung ist das Entgelt niedrig. Und weil „Spielen mit Kindern“ gar kein richtiger Beruf ist, ist die Qualität der Arbeitsbedingungen zu vernachlässigen.

Dass sich an dieser diskriminierenden Sicht in jüngerer Zeit etwas ändert, liegt daran, dass Kitas mehr und mehr als Bildungseinrichtungen gesehen werden. Und es liegt am akuten Fachkräftemangel:

Der betrifft die öffentliche Kinderbetreuung in doppelter

Hinsicht. Eigentlich müssten öffentliche Angebote schnell und massiv qualitativ und quantitativ ausgebaut werden, um den vielen Müttern kleiner Kinder die Möglichkeit zu geben in ihrem Beruf zu arbeiten oder ihre Arbeitszeit aufzustocken. Doch schlechte Bezahlung, die Gesundheit gefährdende Arbeitsbedingungen

Anders als langjährig Versicherte mit lupenreiner traditionell männlicher Erwerbsbiografie wird kaum eine Erzieherin von der Rente mit 63 nach 45 Erwerbsjahren profitieren können.

und fehlende pädagogische Freiräume produzieren wiederum einen Fachkräftemangel bei den Erzieherinnen, der den zügigen Ausbau ausbremst.

Das liegt an der fehlenden Bereitschaft, Geld in die Hand zu nehmen. Öffentliche, kirchliche und freie Träger verweigern (derzeit noch) eine höhere Eingruppierung, Zeiten für Vor- und Nachbereitung, Dokumentation und Elterngespräche werden kaum bei der Arbeitszeit berücksichtigt. Selbst bei Kita-Neubauten wird am passiven Lärmschutz und an Sozialräumen mit ergonomischem Mobiliar gespart. Offensichtlich spukt die „Kindergarten-Tante“ noch immer in den Köpfen der politisch

Verantwortlichen herum.

Gern wird an dieser Stelle auf leere öffentliche Kassen verwiesen. Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Solange den Kitas der Status als vollwertige Bildungseinrichtung versagt bleibt, kann ein Großteil pädagogisch sinnvoller Investitionen als „freiwillige Leistung“ abgetan werden und fällt bei Bedarf dem Rotstift zum Opfer. Solange Bund, Länder, Kommunen und Träger den Schwarzen Peter zwischen sich hin und her schieben, wird sich an der Misere nichts ändern.

Doch Erzieherin als Lebensberuf heißt, von der eigenen Arbeit leben zu können – auch mit Kind. Es heißt, gesund zu bleiben und berufliche Perspektiven zu haben. Und es heißt, im Alter von der Rente leben zu können. Anders als langjährig Versicherte mit lupenreiner traditionell männlicher Erwerbsbiografie wird kaum eine Erzieherin von der Rente mit 63 nach 45 Erwerbsjahren profitieren können. Doch die Notwendigkeit flexibler und vorzeitiger Übergänge in die Rente bemisst sich nicht nach Versicherungsjahren. Gesundheit und Leistungsfähigkeit, die maßgeblich dafür sind, bis zu welchem Alter ein Mensch im Beruf bleiben kann, hängen nicht nur von Arbeitsbedingungen ab, sondern von allen Lebensbedingungen. Der Drahtseilakt zwischen Beruf, Kindererziehung und der Pflege naher Angehöriger wiegt dabei mindestens so schwer, wie körperlich oder psychisch belastende Arbeit.

Das Beispiel 45/63 zeigt, dass es noch lange dauern wird, bis sich bei allen politisch Verantwortlichen die Erkenntnis durchgesetzt hat, dass Arbeit und Leben mehr ist als ein unbefristeter Vollzeitjob. Unsere Aufgabe ist es, sie daran zu erinnern – nicht nur am Internationalen Frauentag, sondern jeden Tag.

FRAUKE GÜTZKOW
Leiterin des Arbeitsbereichs
Frauenpolitik im GEW-Hauptvorstand